Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 51 (1995)
Heft: 3

Artikel: Wortschwall ohne Ende - Vom Gebrauch der Sprache in der Politik
Autor: Iten, Andreas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421678

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

51. Jahrgang 1995
Heft 3 (Juni)

Herausgegeben vom
Schweizerischen Verein für die
deutsche Sprache (SVDS)
Luzern

Sprach Spiegel

Wortschwall ohne Ende – Vom Gebrauch der Sprache in der Politik*

Von Ständerat Andreas Iten

1

Wer im Parlament nichts sagt oder wenig Auftritte produziert, wird zu den Hinterbänklern gezählt. Seit die Medien schulmeisterlich geworden sind und Noten austeilen (übrigens auch als Inkompetenzkompetente), beeilen sich die Politiker, viel zu reden. Die Arbeit im stillen gibt keine guten Noten. Das amtliche Bulletin des Nationalrats ist von Jahr zu Jahr dicker geworden. Legte sich der Nationalrat nicht durch die Qualifizierung der Geschäfte und durch Redezeitbeschränkung Fesseln an, das Bulletin wäre doppelt so dick und die Sessionen doppelt so lang. Die Redezeit im Ständerat hat ebenfalls bedenklich zugenommen. Früher, so wird erzählt, konnten die Ständeherren noch gemütlich jassen. In der Übersicht über die Verhandlungen der Bundesversammlung für das Jahr 1994 figurieren 850 unbehandelte persönliche Vorstöße. Darin ist viel von Solidarität und von «Zeichen setzen» die Rede.

Die Hinterbänkler kriechen so via Vorstöße ans Mikrofon oder in die Medien. Ich gestehe, daß unter den 850 Vorstößen auch eine Interpellation von mir aufgeführt ist. Es gibt Kolleginnen und Kollegen, die mehr als vier oder fünf hängig haben. Das gibt je Session mindestens einen Vorstoß. Oft behandeln Vorstöße Themen, die in der Luft liegen. Auch Journalisten fühlen sich geschmeichelt, wenn eine Reportage oder eine Enthüllung von ihnen parlamentswirksam wird. Dann haben die Spieler einen Mitspieler gefunden. Sie werden ihn bei günstiger Gelegenheit wieder ins Spiel bringen. So funktioniert das politische Karussell.

Mit dieser ersten Glosse habe ich zumindest den Anspruch des Haupttitels erfüllt. Der Wortschwall im Parlament hat gewaltig zugenommen. Es gehört zum Wesen des Parlaments, daß er ohne Ende ist.

* Dieser Aufsatz wurde am 22. April 1995 an unserer Jahresversammlung im Rathaus in Zug als Vortrag gehalten.

2

Ich gehe von der Quantität zur Qualität. Auf einem gelben Plakat wirbt ein Wirtschaftsmagazin mit den Worten «Und vergib uns unsere Schulden. Pleiten im Klartext» um Abonnenten.

Die Sprache drückt aus, wie ein Mensch empfindet und denkt. Sie verrät seinen innersten Zustand. Sie gibt preis, was dem Menschen heilig ist. Iso Camartin meint, die Sprache sei kein beliebig zu nehmendes und wieder wegzulegendes Werkzeug ... Sie sei wohl eher eine Art Haut, die mit dem Menschen verwachse und sein Ansehen präge. Paul Valéry meinte, das Tiefste am Menschen sei die Haut. Ich würde sagen, die Sprachhaut. Die Verwendung eines Verses des Vaterunsers zu Werbezwecken für eine Zeitung legt die Untiefe der Menschen offen, die mit solcher Werbung auftreten. Sie zeigt die entheiligte Oberfläche und die Trivialität des Denkens. Der Werbespruch entkleidet sie. Die Schulden der Bibel sind nicht die Pleiten von Spekulanten und verantwortungslosen Unternehmern. Nichts ist dem Werber gut genug, um Aufmerksamkeit zu erregen. Wer diese Werbung liest, weiß auch, was er von der Zeitung zu erwarten hat. Insofern ist sie entlarvend. An der Grenze der Politik stehen die Werber. Strategie gilt mehr als die Sache. Schon Machiavelli sagte dem Fürsten, daß nichts mehr zähle als der Erfolg, der Erfolg um jeden Preis.

Im «Sprachspiegel» des Vereins sollte eine Rubrik eröffnet werden, die sich mit der politischen Sprache, der Sprache der Werbung, den Schlagwörtern und der Propaganda befaßt. Sie müßte sich nicht nur mit der moralisch korrekten Schaumsprache, sondern auch mit der Trivialisierung und Entheiligung der Sprache befassen. Die Sprache ist doppelbödig. In ihr ist das Alte aufbewahrt. Und «vergib uns unsere Schulden» ist nicht synonym mit Pleiten. Mit der ungestraften Verwendung solcher durch die Tradition schwer beladener Worte beginnt die Banalisierung und Trivialisierung des Menschen, seine Abwertung und die Verachtung. Die Sprache ist die Vorhut des Krieges.

3

Der Gebrauch und die Funktion der Sprache bedürfen der Analyse und der Kritik. Nur dem, was der Mensch durchschaut, erliegt er nicht. Die Sprache ist ohne Zweifel ein Machtinstrument, das sowohl von Despoten als auch von klugen Rednern bewußt eingesetzt wird. Wahlstrategen haben immer gewußt, daß nicht so sehr die politische Wirklichkeit wahlentscheidend ist, sondern vielmehr das Bild der politischen Wirklichkeit, das sich in den Köpfen der Wähler erzeugen läßt. Roland Barthes schreibt in «Am Nullpunkt der Literatur», die Sprache sei niemals unschuldig. Worte besitzen ein zweites Gedächtnis und Erinnerungen, die sie inmitten neuer Bedeutung geheimnisvoll erhalten. Das Raffinement der Werbung mit dem Vers des Vaterunsers nutzt das Gedächtnis und die Erinnerung der Worte aus und hofft auf ihre Wirksamkeit.

Die politische Propaganda will den Wähler zum Gefangenen der Worte machen. In einer direkten Demokratie wie der unseren gehört Sprachkritik zu einer dauernden Aufgabe, denn die Macht oder der Schatten der Macht versucht, eine unmittelbar einleuchtende axiologische Schreibweise zu etablieren. Das ist in der früheren DDR, wie Erhard Eppler berichtet, musterhaft gelungen und wurde mit dem Verlust der Freiheit bezahlt. Roland Barthes macht Hinweise auf die politische Schreibweise und nennt die Einschüchterung und die Glorifizierung als Elemente der Metasprache der Politik. «Macht oder Kampf bringen ... die reinsten Formen der Schreibweisen hervor.»
Sprachanalysen und Sprachkritik ist zugleich Kritik an der Macht und am Machtgebrauch. Der Populismus rechnet mit unkritischen und verführbaren Menschen. Ich gehe dem in Punkt vier noch etwas nach.

4

Die direkte Demokratie ist auf die Sprachkompetenz seiner Bürger angewiesen. Das ist in einer Zeit der Dominanz der Bilder besonders hervorzuheben. Nur wer über Sprachkompetenz verfügt, ist der Visualisierung des Lebens durch das Fernsehen nicht ausgeliefert. Das Fernsehen löst komplexe Sachverhalte in Schlichtheit auf. Das ist diesem Medium nicht anzulasten. Es ist Teil seines Wesens. Wer die Visualisierung nicht mit Sprachkompetenz koppeln kann, kann nicht erzählen, was er sieht. Er sieht, ohne sich ein Urteil zu bilden. Er ist dem Bild oder dem Eindruck oder der Stimmung ausgeliefert. Die Sprache wertet unablässig. Wer nicht über sie verfügt, ist nicht in der Lage, sich ein Werturteil zu bilden. Der Mensch erfaßt die Wirklichkeit durch Sprache und in der Sprache. Sie drückt aus, «was Wirklichkeit für den Menschen ist, wie er Wirklichkeit erfährt, beschreibt, ordnet, deutet, wertet» (E. Eppler). Der Mensch, der Sprache besitzt, besitzt auch die Erinnerungen und Erfahrungen der Menschheit. Die Sprache ist das Gedächtnis der Menschheit. Die lebendige Sprache stellt dem Denken Kategorien und Begriffe zur Verfügung. In ihnen ist angelegt, wie der Mensch die Wirklichkeit aufnimmt, ordnet und deutet.
In einer zunehmend von der Visualisierung bestimmten Welt ist Sprachkompetenz ein Mittel der Freiheit. Sie macht frei von der Fremdbestimmung durch Bilder, frei von bildlichen Eindrücken. Sie macht den Menschen kritikfähig und skeptisch. Skepsis ist der Sinn für die Offenheit, für die Vielfalt, für den Pluralismus. Skepsis ist Negierung der Eindimensionalität, die Verneinung des Populismus und des Fundamentalismus. «Skepsis ist der Sinn für die Gewaltenteilung» (Odo Marquard).
Wir erkennen, ohne daß ich es noch weiter begründen müßte, daß Sprachkompetenz die Voraussetzung für die Urteilsbildung in der direkten Demokratie ist. Mit dieser These will ich in einem fünften Punkt dem Populismus zu Leibe rücken.

5

Oft hören wir, daß die Politik bürgernah sein müsse. Es werden diejenigen gelobt, die die «Sprache des Volkes» sprechen. Was aber ist in einer Zeit, wo die Menschen mehr Ausbildung bekommen und länger zur Schule gehen, wo sie fachlich komplexe Fragen zu beantworten haben, die «Sprache des Volkes»? Ist es die Sprache des «Blicks»? Es gibt heute kein Fachgebiet mehr, das nicht eine differenzierte und angepaßte Sprache verlangte. Es ist deshalb nicht egal, auf welche Sprache der Austausch unter Menschen reduziert wird. Sprache ist immer ein Beziehungsphänomen. Wer spracharm ist, erlebt auch reduzierte Beziehungen. Unsere technisierte Welt hat eine eigene Sprache geschaffen. Die Codierung dieser Sprache bedeutet Vereinfachung. Sie ist eine Vereinfachung zum Zweck des technischen Alltags. Dadurch entsteht ein bestimmtes Weltbild. Wenn dieses Weltbild in die Filmsprache, zum Beispiel in Reihen wie Dallas, übernommen wird, kommt es zur Trivialisierung komplexer Sachverhalte. Dieser Sprachstil überträgt sich leicht auf die Sprache der Menschen, und es kommt zur Banalisierung. Das Leben ist aber immer reicher und vielfältiger, komplexer und bedeutungsvoller, als dies in dieser Sprache zum Ausdruck kommt. Der Mensch ist nie, was er gerade zu sein scheint. Er ist immer mehr. Nur die Sprache kann dieses Mehr hervorbringen. Sie kann den Reichtum, das, was im Geist, in der Vernunft, in den Gefühlen, den Sinnen, im Unbewußten, im Herzen, im Zwischenuns ist, hervorheben.

Der Populismus und das Schlagwort rechnen mit einer Minimalsprache, mit einem reduzierten Code. Der Popularismus begründet mit einfachen Worten sein Nein. Es ist augenfällig, daß populistische Politik keine Sachfragen ins Gespräch bringt, keine Gesetze schafft und begründet, sondern nur dann die großen Auftritte inszeniert, wenn sie gegen etwas ist. In der Zwischenzeit schweigt sie und überläßt die Arbeit und die gründliche Vertiefung den andern. Dafür hat sie keine Sprache.

Das Feld des Populismus ist die Minimal- und Trivialsprache, also die Sprache der Plattheiten. Sie disponiert zur Manipulation und zur Verführung. Die Minimalsprache bedient sich der Bilder. Es bildet sich eine eigene Sprache, um Bilderlebnisse zu schildern oder zu beurteilen. Ein Film zum Beispiel ist «affengeil». Auf den Schulhöfen herrscht bei Zwölf- und Dreizehnjährigen eine eigene Adjektivsprache, wobei gegenwärtig das Wort «geil» eine dominante Stellung einnimmt. Vielleicht ist das ein Hinweis auf die Sexualisierung der Sprache ohne die Erfahrung, die Erlebnisse und Sinngebung der Zwischenmenschlichkeit.

Der Populismus ist auf eine Minimalsprache angewiesen. Populistische Politik ist eine Minimalsprachenpolitik, die Codierung der Versimpelung, der zynische Gewinn eines Vorteils aus der Trivialisierung und Verblödung. Aufklärung tut deshalb not – wie zur Zeit der historischen Aufklärung. Es gibt nur ein Mittel gegen Populismus und Trivialisierung,

nämlich Sprachreichtum und Sprachkompetenz. Wir dürfen den Anspruch auf vernünftigen Umgang mit dem Menschen und der Sache nicht aufgeben. Ich muß hier den Zusammenhang zwischen Vernunft und Sprache nicht erörtern.

6

In diesen Tagen wurde wieder viel von Geschichte geredet. Es war der 8. Mai, der das Kriegsende in Erinnerung brachte. Da spürten wir wie selten, daß Geschichte in ihrem Grund Geschichte der Sprache ist. Mit der Sprache verändert sich, was Menschen denken. Geschichte ist nicht ein logischer Prozeß. Geschichte ist nicht Forschritt und Entfaltung eines Vorgegebenen und Angelegten in seiner Notwendigkeit. Geschichte ereignet sich aus dem, was Sprache wird. Die Sprache ist die Präsenz, die Wirklichkeit des denkenden Menschen und seiner Gemeinschaft. Darin steckt das Veränderungspotential, das in geschichtlichen Abläufen und Sprüngen zur Wirkung kommt. Ohne sprachliche Legitimation geschieht wenig und setzt sich wenig durch. Die Judenvernichtungen sind ohne sprachliche Vorbereitung und Hetze nicht denkbar. Man denke an die großen Reden von Hitler und Goebbels. Kriege werden zuerst in Worten ausgefochten. Kriege werden vorbereitet – um nicht zu sagen angezettelt – über Kommunikation. Kriege werden durch Kommunikation gerechtfertigt und beendet. Krieg ist eine besondere Form der Kommunikation. Daß die Allgemeinverbindlichkeit von Krieg bei den Kriegführenden – oder zumindest beim Aggressor – Kommunikation in Form von Propaganda voraussetzt, ist nichts Neues. Es sind drei Elemente, die uns in der Kriegskommunikation immer wieder begegnen:

- die moralische Verunglimpfung beziehungsweise Dämonisierung des Gegners;
- seine Charakterisierung als potentiellen oder tatsächlichen Unterdrücker;
- der Mißbrauch der Vergangenheit zur Begründung eines Kriegs in der Gegenwart.

Ich verzichte darauf, Beispiele anzuführen. Das wäre ein eigener Vortrag. Immerhin kann der Hinweis auf die Kriegskommunikation zeigen, daß es Aufgabe der Medien- und Sprachkritik ist, Sprache subtil auf ihre Gewalttätigkeit hin zu untersuchen. Das Antirassismusgesetz könnte das Bewußtsein dafür schärfen. Ich zitiere zum Abschluß dieses Punktes Peter von Matt: «Kein energisches Ich, so scheint es, kommt aus ohne die Zuversicht auf das energische Wort. Der Gefahr, daß das Wort zur Waffe wird, daß sich die tiefe Verwandtschaft des Wortes mit dem Schwert handfest verwirklicht, dieser Gefahr, scheint es, kann man sich gar nicht entziehen. Das Wort sucht die Gewalt, und die Gewalttätigen suchen und brauchen das Wort, in allen Zeiten und allen Sparten der Gesellschaft.» (Peter von Matt: Der Zwiespalt der Wortmächtigen. Benziger)

7

Ich kehre zur heiteren Seite meines Themas zurück. Ich wollte gar nicht von martialischen Dingen reden. Man gerät aber unweigerlich in den Sog der Gescheitheit, und der Wirbel zieht in die Tiefe. Sprache ist nicht harmlos, und sie ist, wie Roland Barthes sagt, niemals unschuldig. In diesem Jahrhundert hat Sprache unheimlich viel auf sich geladen. Sie ist belastet. Wir haben zum Beispiel immer noch Mühe mit dem Begriff Heimat. Wir können ihn kaum ohne Erklärung gebrauchen, obwohl er ein zentraler Begriff unserer Lebenswelt ist und bleibt. Der Mensch wird nicht ortlos, obwohl die Mobilität schrankenlos geworden ist. Er hat eine Heimat, aber der Heimat haftet «Blut und Boden» an. Das zeigt einmal mehr, daß Geschichte in die Sprache eingegangen ist; und daß sie ein anderes Bewußtsein schafft, wenn wir uns auf sie einlassen. Das Wörterbuch des Unmenschen und das Wörterbuch des Gutmenschen enthalten eine Menge Wörter, die man nur mit Vorsicht gebrauchen kann. Viele Wörter sind derart abgewetzt, daß sie in den Ohren wehtun. Erhard Eppler zählt einige auf und untersucht sie. Alles in der Politik ist ein Problem, eine Herausforderung, ist unverzichtbar oder unabdingbar. Es braucht Maßnahmen, und die müssen erst noch gezielt sein. Der Aufschwung beginnt – ja wo beginnt er eigentlich, im Kopf oder im Bauch? Wo kommen wir mit der ewigen Betroffenheit, der Politikverdrossenheit, mit dem strukturellen Defizit, mit den verkrusteten Strukturen, die aufgebrochen werden müssen, mit der Streitkultur und den vielen anderen Kulturen hin? Galt es am 8. Mai nicht von einem Stück Versöhnung – nein, nicht in der Schweiz, in Deutschland – zu reden? In der politischen Sprache schleichen sich Phrasen, Floskeln, Leerwörter ein. Monika Weber (beziehungsweise der Parteisekretär) schreibt in einer Zeitungsanzeige des Landesrings über den EU-Beitritt: «Klartext ist nötig.» Und dann folgt nach dem langen Klartext der dazu dienende Leertext unter der Rubrik «offene Fragen»: «Natürlich gibt es offene Fragen; zum Beispiel die nach den Kosten. Sie müßten ausgehandelt werden! Darum brauchen wir geschickte Unterhändler, die für die Schweiz eine gute Regelung finden.» Im Klartext: Eigentlich darf es nicht viel kosten, denn der Landesring kritisiert seit Jahren die Finanzpolitik des Bundesrates.

Ich nehme bewußt keine Parteiprogramme zur Hand. Der Klartext endet meistens im diffusen Wortschwall, der den Rückzug möglich macht. Man kann nie wissen. Es könnte ja sein, daß es der Schweiz auch ohne EU-Beitritt gar nicht schlecht ginge . . .

8

Als ich zum erstenmal hörte, daß das keine Geiß wegschlecke, mußte ich lachen und fand es originell. Es war im Ratssaal der Regierung unten am See. Jedenfalls setzte ich meine Vorstellungskraft in Bewegung und rekurrierte auf meine Knabenzeit auf dem Bauernhof. Ich versuchte mir klar-

zumachen, was eine Geiß wegschleckt und was nicht. Wir hatten eine Zeitlang Ziegen. Die Geiß geht gerne zur Lecke oder zum Leckstein. Sie leckt sicher nicht Hühner- oder Kuhdreck weg. Was sie nicht wegschleckt, läßt sich nach den Worten des Redners nicht übersehen, ist eine Tatsache, ist eben tatsächlich vorgefallen. So kann man reden, wie man will, es schleckt keine Geiß weg, daß der Bund ein großes Finanzloch, so groß und so tief wie die Kuppel auf dem Bundeshaus, geschaffen hat. Diese Kuppel ist eine Ausstülpung, ein umgekehrtes Loch also. Es ist klar, daß das, was die Geiß nicht wegschleckt, etwas Unangenehmes ist. Seither hat das Bild Karriere gemacht. Viele Redner haben es in ihren Wortschatz aufgenommen, so daß es öfters erscheint, zwanghaft fast – sogar im Ständeratssaal. Und jedesmal denke ich: Leck mich doch! Glücklicherweise geht dieses Wort im Redeschwall rasch unter. Und vielleicht bin ich der einzige, der sich über dessen Verwendung wie auch über den Satz «Darüber möchte ich auch noch einige Worte verlieren» aufregt. Wer Worte verlieren will, soll nichts sagen, und verlorene Worte bedeuten auch nichts. Ich denke dann etwa, selig ist, wer nichts zu sagen hat und trotzdem schweigt. Aber einer, der schweigt, gehört nicht ins Parlament, das habe ich zu Beginn schon gesagt. Wenn Bundesrat Adolf Ogi zu Protokoll gibt, die Frühzustellung der Zeitung sei heute ein Muß, dann denke ich, das schleckt keine Geiß weg.

9

Seit einiger Zeit werden in Bern Zeichen gesetzt. Jeder dritte Redner sagt, man müsse gegenüber dem Volk, gegenüber der UNO, der EU, gegenüber den Tourismusregionen, den Umweltschützern usw. ein Zeichen setzen. Und wer es noch etwas nobler ausdrücken will, sagt: ein Signal geben. Ich bin der «vollendeten Überzeugung oder absolut der Meinung», daß hier ein positives Signal angebracht ist. Sie wissen es, meine Damen und Herren, diese Redeweise kommt aus der Jägersprache. Mit den Jagdhörnern gibt man das Signal, etwa: Hase tot! Jagd vorbei! Wild ablegen! Oder man bläst das Treiben an, sammelt die Jäger und ruft zum Aser. Die politische Sprache hat mit der Sprache der Jäger einiges gemeinsam, wie soeben bewiesen wurde. Beide geben Signale. Der Unterschied liegt darin, daß die des Jägers, wenn sie ertönt, wirklich meint: Wildschwein tot!

10

Zum Schluß will ich unter Punkt zehn selbst noch einen Bock erlegen. Ich mache das auf eine billigere Art und Weise, ohne daß ich eigenständig formuliere. Ich schreibe nämlich einen Politsplitter eines NZZ-Redaktors ab. Der schreibt: »Nach mittlerweile zwölf ganzseitigen Anzeigen des Regierungsratskandidaten Anton Schaller wissen wir, daß der «neue Regierungsrat» etwas zu sagen hat. Zu sagen beziehungsweise an die Redak-

tionen zu faxen hatte Schaller auch etwas zum Zwist zwischen Kanton und Stadt um die Wiederinbetriebnahme des Notgefängnisses Waid in Zürich. Was er allerdings damit ausdrücken wollte, scheint uns doch eher rätselhaft zu sein. Wie zum Beispiel muß dieser Satz entschlüsselt werden: «Geld- und Personalmangel dürfen nicht als Hinderungsgrund vorgeschoben werden, den gemeinsamen Weg von Stadt und Kanton zu verlassen.»? Wer soll hier wen am Verlassen welches Weges hindern und schiebt dafür welche Begründung vor? Und was ums Himmels willen heißt die nachstehende Wortfolge: «Bereits im Februar habe ich davor gewarnt, daß die Lettenschließung nicht der Schlußpunkt, sondern der Start zur gemeinsamen Drogenpolitik von Stadt und Kanton Zürich sein muß.»? Hatte Schaller tatsächlich vor einer gemeinsamen Drogenpolitik gewarnt, oder haben wir ganz einfach nicht begriffen, was uns der neue Regierungsrat (und ehemalige Journalist) eigentlich sagen will?» Das von Redaktor zu Redaktor gesagt.«
Da kann ich als Dilettant nur sagen: Deutsche Sprak, swere Sprak!

Wenn ein Gespräch über Bäume wieder möglich wird ...

Von der literarischen Moderne zur Postmoderne

Von Dr. Mario Andreotti *(Schluß aus Heft 2)*

Das war grosso modo die Situation der deutschen Literatur, bevor es zum Umschwung der frühen siebziger Jahre kam: zum Übergang von der Moderne zur sogenannten Postmoderne. Meiner Meinung nach kommt das Jahr 1973 als Erstkandidat für die postmoderne Wende in Frage: Nachdem die arabische Ölsperre autofreie Sonntage zur Folge hatte, erlebten die Spaziergänger auf unsern Stadtautobahnen die ersten nicht mehr ganz modernen Gefühle. Ein Jahr später sprach alles von Rezession; die Wirtschaftskommentare jammerten; täglich sondierten die Medien im plötzlichen Nebel der Entwicklung, ob die «Talsohle» schon erreicht sei. Zwischen den Zeilen stand aber auch der Satz: Klar, daß das mal kommen mußte. Kurz: In den siebziger Jahren stellte sich atmosphärischer Mißmut ein. Das Wort «Umwelt» kam auf, meistens verwendet mit leicht pädagogischer Drohgebärde. Ebenso beflissen wandte man sich vom «Leben» ab und dem «Überleben» zu. Etwa zur gleichen Zeit schlich sich in die Redaktion des Dudens übrigens das neue Wort «Frust» ein. Bald darauf sollte man an den Wänden das apokalyptisch anmutende «No future» lesen können.